

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 18 — Sonnabend/Sonntag, 1. und 2. Mai 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Maienerlebnis im Erzgebirge



„Unser Volk feiert heute den Tag der Volksgemeinschaft. Es ist eine große Gnade, wenn ein Volk innerlich nicht mehr zerrissen und zerklüftet ist, wenn der Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen Arbeitern der Stirn und der Faust, zwischen Stadt und Land überbrückt wird, wenn es sich als ein Volk von Brüdern fühlt. Da können wir nur Gott danken, daß der alte Klassenhaß verschwunden ist.“ So steht auf einem Kalenderblatt geschrieben, welches ich vor mir habe, und wenn wir weiterlesen, so finden wir, daß ein frommer deutscher Mann diese Zeilen geschrieben hat, denn er fährt u. a. fort: „Herr, unser Gott, Du hast unser Volk lieb, das sehen wir aus seiner Geschichte. Du hast unser Volk die Reformation und einen Luther geschenkt, Du hast unser Volk oft aus seiner Not geholt, Du hast im Weltkrieg unsere teure Heimat in Gnaden vor Verwüstung bewahrt, Du wollest es auch fürderhin behüten, wollest Deine Kirche schützen in unserem Volk und Vaterland und wollest auch unsere Obrigkeit, insonderheit dem Führer und Reichsfürst unseres Volkes Deine Gnade und Weisheit und Deinen Segen verleihen.“ Wie könnten wir anders heute sprechen als eben in Dankbarkeit gegen Gott, der unserem Volk einen starken Führer und nach langem, bangen Winterschlaf nun wieder den lichten Maientag geschenkt hat. Wenn überall in unserem Erzgebirge der Maibaum wieder auf den Märkten und Plätzen aufgestellt ist, dann wollen wir alle uns in Dankbarkeit u. in Frohsinn unter diesem bunten Maientranz zusammenfinden, just wie es die Kinder hier auf unserem Bilde tun, denn auch wir Erwachsenen sollen ja rechte Maiefreude empfinden. Das können wir auch mit gutem Recht. Was immer den einzelnen Volksgenossen an Sorgen auch noch bedrücken mag, er soll es heute fühlen, er soll die Gewißheit haben, daß diese Volksgemeinschaft verankert ist in dem Gebot, daß einer des anderen Last tragen helfe. Das ist wahrlich ein positives Christentum, wenn wir Solches befolgen und der Führer hat diesem tiefen Gedanken in der Feier des 1. Mai auch einen sichtbaren Ausdruck geben wollen. Groß und schwer war gerade diese Aufgabe, an deren Erfüllung wir aber immer aufs neue mitarbeiten wollen. Klassen und Gegensätze überbrücken, einer dem anderen helfen — das heißt aber auch Barmherzigkeit untereinander üben. Wir sollen immer wieder und wieder den Volksgenossen unterweisen, ihm begreiflich machen, wie die christliche Nächstenliebe, von der man spricht, auch in die Tat umzusetzen ist. Und niemals soll es dabei auf die Person oder auf den Namen ankommen, sondern immer nur auf die Sache. Es wird mir da eine alte Geschichte aus dem Erzgebirge erzählt, die hierzu eine rechte Erläuterung geben kann: Frühling und Maigrün liegen nach altem erzgebirgischen Winter länger auf sich warten, als das jetzt der Fall ist. Bis tief in die Maientage hinein lag der Schnee oben am

Fichtelberghang und es war nicht selten, daß die jungen Triebe der Maie im Wintersturm frieren und frösten mußten. Da ging auf der einsamen Landstraße nach Oberwiesenthal ein Wandersmann. Viele Stunden war er schon gelaufen und weil er aus dem Tiefland kam und keine Ahnung hatte von dem langanhaltenden erzgebirgischen Winter, war er auch nicht für das Wetter gerüstet, was ihm da mitten im grünen Mai überfiel. Sein Fuß bahnte sich nur mühsam den Weg. Schließlich war es ihm doch zu viel, sodaß er sich an den Bergand niederlegte, um auszuruhen. Aber die Müdigkeit überfiel ihn und eine kalte frostige Kälte, die er aus seiner Heimat nicht gewohnt war, durchdrangte ihn. Die Kleider sehr, sodaß er sicherlich schweren Schaden hier an seiner Gesundheit erlitten hätte, wenn eben nicht zu gleicher Stunde ein Fuhrmann des Weges gekommen wäre. Der müde Wanderer fühlte sich jedenfalls plötzlich aufgerüttelt und von hartem Arm auf einen Wagen gehoben. Ein Fuhrmann des Erzgebirges war es, einer von den wackeren Botenführern, die seinerzeit alltäglich ihre Straßen fuhren und die Post mit zu versorgen hatten. Der Weg nach Oberwiesenthal war damals beschwerlicher als heutzutage. Weder Eisenbahn noch Kraftwagen regelten den Verkehr. Nur der treue Botenmann zog bei Wind und Wetter auf holprigem Wege dahin. Er war der Mann der Pflicht. Auf ihn konnte sich jeder verlassen, wenn er Post oder Nachricht aus der Fremde erwartete. Gottlob, daß unser junger

Wanderer diesem treuen Fuhrmann in die Hände gefallen war. Als er aus seinem Schlaf erwachte, sah der Alte mit seinem blauen Kittel neben ihm. Der Fuhrmann sprach gut zu, einen kräftigen Schluck aus seiner Flasche zu nehmen. Wie das den müden Körper durchseelte und wie das neu belebte. Allmählich begann sich unser Wanderer auf die ganze Situation und erkannte, daß ihn der schlichte Fuhrmann vor schwerer Gefahr und vor Schaden behütet hatte. Er dankte seinem Retter von Herzen. In Oberwiesenthal angelangt, wollte er ihm gern ein Geldstück geben als Lohn für seine brave Tat. Der Fuhrmann aber wies das Geldstück mit einer gewissen Entrüstung zurück. „Wir sind das wohl einander schuldig, als deutsche Brüder und als Christen“, so sprach der Fuhrmann und wollte sich entfernen. Unser Wanderer aber drängte in ihn und bat ihn, doch wenigstens seinen Namen zu nennen. „Er“, sprach der Fuhrmann, „wenn es Euch gefällt, schaut einmal in die heilige Schrift und forscht nach, wie doch der barmherzige Samariter geheßen hat.“ Unser Wandersmann war sprachlos ob solch christlicher Belehrung über die Bruderliebe und Barmherzigkeit. Er drückte dem Fuhrmann dankbar die Hand und war in seinem Erlebnis um eine Erkenntnis reicher geworden. — Diese Geschichte zeigt auch den Weg echter und wahrer Volksgemeinschaft u. Brüderlichkeit, wie wir sie unserem deutschen Volke heute u. alle Zeit wünschen möchten. S. Sch.



Unter dem Maibaum im Erzgebirge.

Von H. Kocher.

In der Heimat, da gib't's ein Wiederseh'n! Von Grete Schoeppel.

Ernesta hieß das Töchterlein des Gastwirts, der in Wildenbruch an der Bahn seine Wirtschaft betrieb. Wildenbruch war zwar nur eine kleine Station, in der bloß Personenzüge hielten, aber durch seine landschaftliche Schönheit zog es gar viele Fremde an. Es war ein kleiner Ort, ja, aber er lag im Herzen der Heimat und da wollte ihn Ernesta und ihr Vater nicht um ein Königreich eintauschen. Dennoch blickte das junge Mädchen stets voll Sehnsucht den laufenden Fernzügen nach, die hart neben ihrer Wirtschaft wie rasende, losgelassene Ungetüme in die blaue, fremde, nie gesehene Weite brausten. — Es war so schön an den trauten Abenden, im Frühling oder Spätherbst, wenn noch keine Fremden den kleinen Gasthof an der Bahn in Wildenbruch bevölkerten, wenn der Hannes, vom Schneelechnerhof drüben, hier der einzige Gast war. Der Hannes, der beste Freund des Hoferswirts, der die kleine, schon als Baby mütterlos gewordene Ernesta wie ein eigen Kind auf seinen Armen getragen hatte. Da saßen der Hannes und der Wirt beisammen, jedes mit seiner Pfeife im Mundwinkel, und plauderten von den gemeinsam verlebten Zeiten, die ihnen beiden gleich teuer waren. Ernesta setzte sich mit ihrer Näh- oder Flickarbeit auch dazu.

Und dann sah der Hannes öfter als eigentlich nötig auf den wie goldene Seide schimmernden Scheitel des Mädchens. Von fernher, über die bewaldeten Berglehnen hin verklang das Lied einer Schalmel:

„Und die Vöglein im Walde, die sangen ja so wunder, wunderschön: In der Heimat, in der Heimat, da gib't's ein Wiederseh'n!“

Und hin und wieder schluchzte eine Amsel dazu im Traum. Das waren untergeßliche Stunden, die so recht den Zauber der Heimat in sich trugen, die aber miterlebt sein mußten, um ihren Zauber so recht zu erfüllen. Gerade zu solcher Zeit aber schnürte eine geheime Angst des Hannes Brust zusammen, dann schob er die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und fragte so obenhin: „Hat deine Ernesta noch nie daran gedacht, zu heiraten, Andreas?“ Das schöne Mädchen lachte sülbern auf. „Möchten tät mich schon so Mancher, Onkel Hannes, aber ich bleibe beim Vater!“ Dabei schmiegte sie sich wie ein Kätzchen so innig an den Hoferswirt an, der seinen derben Arm zärtlich um sie legte. „Die ist ein goldiges Mädchen, Hannes! Die bleibt bei mir, schlägt alles aus, und sind doch alle Burschen im Dorf hinter ihr her, und auch die Sommergäste!“ „Kann mir's wohl denken!“ brummte der Schneelechnerbauer und stopfte aufs neue seine Pfeife, die ihm plötzlich ausgegangen war. „Wenn ich ihr was sage,“ fuhr der Hoferswirt fort, „wird sie ganz böse! Mir ist's aber gar nicht recht, wenn ich auch nicht wüßte, was ich anfangen sollt, wenn sie mich verlassen tät!“ — „Na, siehst du, Väterchen, siehst du! Und da willst du mich los haben...“ — „Aber Kind, wer spricht denn vom loshaben? Es ist nur, weil's halt schon mal so ist in der Welt, daß die jungen Leut' heiraten, und weil doch dein alter Vater auch nicht ewig leben wird!“ — „Väterchen, du und alt?! Nein, bist du aber drollig!“ — „Dann, Ernesta, findest du mich wohl auch nicht alt?“ warf der Hannes wieder nur so wie von ungefähr dazwischen. Da blickte ihn Ernesta mit ihren frohen, schelmischen Lichtern erst ein wenig prüfend an und legte dann los: „Run, für das, daß du noch ein Junggeselle bist, bist du schon reichlich reif an Jahren!“ — „Ja,“ fiel der Hoferswirt ein, „du hast es eigentlich am wenigsten notwendig, zu fragen, wie es mit einer Heirat Ernestas steht! Schau doch erst selber dazu, ist ja höchste Zeit...“ Der Hannes schmunzelte vor sich hin. Wie wenig sein bester Freund doch wußte, wie es in seinem Herzen aussah! Ob er da nicht mal doch offen reden sollte? Aber er fürchtete eine Abfuhr und fing an, vom Weltkrieg zu erzählen, wie er in den vordersten Reihen wie ein Löwe getümpelt hatte, wie er eigenes Blut und Leben für gering geachtet hatte, wo es galt, seine Heimat zu verteidigen. Und das Schönste an diesem Erzählen war, daß der Hannes seine Heldentaten alle als das Gleichgültigste und Selbstverständlichste von der Welt hinstellte, daß vielmehr der Eindruck

von seiner heldenmütigen, opfervollen Todesverachtung, von ihm ungewollt, daher desto intensiver sich dem Zuhörer vermittelte. Der Hannes war viel zu bescheiden, ein Held sein zu wollen, und darum erst war er ein ganzer. —

Ernesta hörte ihm aufmerksam zu und blickte ihn mit ihren blauen Augen innig an. Ehe er ging, drückte sie zärtlich seine Hand: „Ich hab' dich lieb, Onkel Hannes! Du bist wie ein Stück Heimat!“ Dies liebe Wort nahm der Schneelechner-Bauer mit in seine einsame Stube, die ihm plötzlich wie in Licht und Glanz getaucht schien. Bald darauf gab es viel Tränen im Gasthaus an der Bahn: der Hoferswirt war über Nacht ganz urplötzlich an Herzschlag gestorben. Ernesta war ganz untröstlich. Wenn Onkel Hannes nicht gewesen wäre, sie wäre tatsächlich verzweifelt. Aber im Hannes waren immer noch die Worte seines Freundes, noch bei dessen Lebzeiten, lebendig gewesen, die dieser einmal zu ihm gesprochen hatte: „Wenn ich einmal nicht mehr bin, dann verlaß du mein Kind nicht, steh' dem armen Mädchen bei, wo du nur kannst!“ Und nun beeilte sich der Hannes, diesen Worten nachzukommen. Nichts war ihm ja lieber als der kleinen Ernesta beistehen zu können. Er nahm sie denn auch in seine Arme, auf seine Kniee, als ob sie noch das kleine Mädchen von einst gewesen wäre, das da reiten wollte und Kinderfortheiten treiben, und Ernesta ließ in ihrem sie ganz beherrschenden Schmerz um Vater alles willig geschehen. Nur als sie seine Lippen auf ihren tränennassen Wangen kühlte, da schreckte sie etwas empor: „Aber Onkel Hannes, was tust du...?“ Da blieb er ganz still, denn er konnte nicht lügen. Er hätte ja wohl sa-



Die Fahrt ins Glück. Von H. Kocher.

(Schu.Sch./M.)

gen können: „Darf ich dich nicht küssen wie ein Vater?“ Aber es wäre eine Unwahrheit gewesen.

Der Schneelechner-Hannes hatte die Wirtschaft übernommen und teilte sein Leben für die Folge zwischen seinem Hof und dem Gasthaus an der Bahn. Die Zeit verging und die Leute munkelten bereits ganz Seltsames. Nur Eine verstand in ihrem kindlichen, arglosen Herzen dieses Gemunkel nicht, obwohl sie die Biergläser hin- und hertrug, während die Gäste redeten: „Na ja, warum nicht? Ist schon oft vorgekommen, daß Einer mit etlichen vierzig Jahren eine Achtzehnjährige heimführt!“ — „Warum denn gleich heimführen?“ meinte ein Anderer, der Holzfäller Joland, der an Keinem ein gutes Haar ließ und eine böjere Zunge hatte als ein Marktweib. „Er kann ja auch so mit ihr leben, das tu's ja auch, meinst nicht?“ Und wie Ernesta ihnen jetzt den frischen, schäumenden Gerstentrunke hinstellte, da lachten sie beide gar viel-sagend. Wenn Ernesta nicht begriff, dann verstand der Hannes umso besser. Und das allein, weil er nicht mehr das Gerede über das so reine, untadelhafte und ihm so teure Mädchen mit anhören konnte, öffnete ihm den Mund, das auszusprechen, was er vielleicht sonst sein Lebtag nicht über die Lippen gebracht hätte, aus Angst, wie es Ernesta aufnehmen würde. „Ernesta,“ sagte er eines Tages, „man redet so häßlich über uns! Ernesta, ich hab dich schon so lange lieb, ich weiß wohl, daß ich dein Vater sein könnte, und dennoch, sei nicht böse, frage ich dich, nein, ich bitte dich, werde meine Frau, mein herzlichstes, angebetetes Weib!“ Das Mädchen stand ganz starr, wie ein Marmorbild. Alles Blut, alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. In ihren Augen lag ein so unfassbarer Ausdruck, als ob Hannes eben gesagt hätte: die Erde stehe still. — Sie sah seine dunklen Augen traurig auf sich gerichtet, da hob sie wie abwehrend die Hände. „Onkel Hannes, ich hab immer gedacht, du wärest wie ein zweiter Vater zu mir! Was du da eben sagtest, laß es mich nie, nie wieder hören, ich kann das einfach nicht verstehen! Bitte, laß mich jetzt allein!“ So eilte sie in ihr Zimmer und weinte. In ihr war nur ein Gedanke: Fort, fort um jeden Preis! Ich kann hier nicht länger bleiben! Vor einer halben Stunde war ein Personenzug angekommen und jetzt sauste ein Schnellzug draußen vorbei. Ernesta gab ihm ihre ganze Sehnsucht mit auf

seinem Flug in die Ferne. Sie sah den Hannes aus dem Hause und auf seinen Hof zuschreiten, da ging sie noch einmal in die Wirtsstube hinab. In einer Ecke saß ein Fremder, den mußte der Zug aus der fernen Stadt gebracht haben. „Fräulein Ernesta, liebes Fräulein Ernesta, ja, kennen Sie mich denn nicht mehr?“ rief sie da seine frische Stimme an. Das Mädchen blieb stehen, wendete sich ihm zu. Das hübsche, interessante Antlitz des Fremden war ihr entschieden bekannt, nur wußte sie im Augenblick nicht, wohin damit. Sie ließ ihre Vermutung laut werden, daß er gewiß ein oder zwei Sommer auf kurze Zeit hier gewohnt hätte, er solle entschuldigen, daß sie sich seiner bei den vielen Fremden, die alljährlich nach Wildenbruch kämen, nicht mehr so recht entsinnen könnte. „Ja, liebes Fräulein, Sie haben es erraten, ich bin einige Male hier Gast gewesen, die herrliche Gegend hier hat es mir nun mal angetan!“ Er radebrechte die deutsche Sprache mit einem fremdländischen Akzent, der ihn nur noch einnehmender machte, wie Ernesta feststellen mußte. Aber wie er sagte: Die schöne Gegend hat es mir angetan, da hatten ihn seine Augen Lügen gestraft, die tief in den ihren lagen mit unennbarem Ausdruck und die sagten und sangen: Du schönes Kind, du allein hast es mir ja so angetan! — Ernesta senkte errötend das liebliche Gesichtchen. Er bat sie, an seinem Tisch Platz zu nehmen, was das Mädchen ohne weiteres tat. Nachten die Leute denken und reden, was sie wollten, ihr war ja alles so gleichgültig. Und aus dieser Stimmung heraus flog diesem Fremden da ihr Interesse, ihr Fühlen zu, wie es sonst wohl nie der Fall gewesen wäre. „Kennen Sie meinen Namen wirklich nicht mehr? Der griechische Kaufmann Zonidas aus Istanbul, wo ich meine große Firma habe! Ich bin reich, Kind, ich kann Ihnen alles zu Füßen legen, was Sie sich nur wünschen! Perlen, Diamanten, Gold und Silber, die ganze Welt möchte ich mit Ihnen bereisen! Sie brauchen nur ein Wort zu sagen!“ O, Ernesta erinnerte sich ein wenig, daß Einer mal ganz stürmisch gewesen war, verehrt hatten sie ja alle, aber sie hatte dem nie Bedeutung beigelegt. Ach, damals hat ja noch ihr lieber Vater gelebt, da hat sie über all dies gelacht. Aber heute lagen die Dinge so anders. „Ich möchte fort von hier,“ sagte sie leise, aber dringend, „um jeden Preis und so bald als möglich! Bitte, nicht fragen...“ Herr Zonidas war weit entfernt, Ernesta zu fragen. Sie wollte fort, das allein machte ihn geradezu toll vor Seligkeit. Was er immer sich zugetragen haben möchte, es war ihm völlig gleich, er sah nur den nicht einmal zu träumen gewagten Glücksfall, der ihm das Mädchen, das er erringen wollte und mußte, so willig in die Arme führte. Er drückte ihre Hand leidenschaftlich, daß sie am liebsten vor Schmerz laut aufgeschrien hätte. „Ernesta, morgen in aller Frühe, wenn noch alles schläft, wird ein Auto warten... drüben unterm Bahndamm! Werden Sie kommen?“ Sie nickte hastig. Etwas würgte in ihrem Halse, aber sie lächelte. „Dank, Ernesta, tausendmal Dank!“ Er küßte ihre Hand einigemal hintereinander. „Ernesta...“

Und dann ging es in die Welt hinaus, laufend, in toller, atemraubender, mirbelnder Fahrt. — Ernesta sah immer mehr, daß Leander Zonidas ganz und voll dem Idealbild entsprach, das sie sich in ihren Mädchen träumen von dem Manne

ihrer Wahl gemacht hatte: jung, schön, mit schwarzem, leicht gelocktem Haar, zündend-blickenden Augen! Nur Eines fürchtete Ernesta an ihm: die wilde Blut, mit der er sie in seine Arme zu zwingen, sie sich ganz zu eigen zu machen suchte. „Wir sind noch nicht verheiratet, Leander!“ — O, mein Furchthäuschen!“ lachte er, daß beide Reihen seiner schneeweissen, schöngeformten Zähne in seinem braunen Gesicht ausblitzten. „Verheiratet...? Kind, du wirst dir dein Philistertum schön langsam abgewöhnen müssen!“ Ja, er war schön, bezwingend, und doch fühlte Ernesta manchmal ein Unbehagen. Er hatte so etwas Raubtierähnliches an sich. Ach, wie hatte Vater immer gesagt: „Wirst nie dein Kröntein weg! Das ist das Schlimmste, was ein Mädchen tun kann! Bleib immer auf dem rechten Wege!“ Ernesta rannen bereits die Tränen über die Wangen. Sie war allein in einem fremden Hotelzimmer, das sie

sich hatte mühsam erkämpfen müssen. Zonidas hatte von getrennten Zimmern nichts wissen wollen und wollte nun drüben arg verstimmt. „Väterchen, ach, daß du doch bei mir wärest, um mich zu schützen!“ stammelte Ernesta, „Hilf mir, daß ich nicht falle! Nicht lange mehr werde ich standhaft bleiben können!“ Dann blickte sie zum Fenster hinaus in das fremde, weite, dunkle Land. „Ach, daß doch wenigstens Onkel Hannes da wäre!“ — Doch im selben Moment schauerte sie zusammen. War sie denn nicht wegen Onkel Hannes von daheim geflohen? Ach, der Hannes war nicht so schön wie Leander, und doch wäre sie gerne, trotzdem sie nun wußte, daß er sie zum Weibe begehrte, in seine Arme geflohen, hätte ihr Köpfchen schuttlend an seine Brust gebettet. Der Hannes war eben ein Stück ihrer Heimat, die sie so liebte, ihr von Kindheit an vertraut. Nächsten Morgen ging es wieder weiter, immer weiter in die Fremde hinein. In einsamer Gegend hielt Zonidas den Wagen an. Er holte mit starken Armen Ernesta aus ihrem Sitz und führte sie an den Rand des Waldes. „Ein kleiner Imbiß?“ fragte sie. „Wir haben noch Proviant bei uns!“ — „Rein, dich, nur dich will ich, endlich!“ Er hielt sie kühn umschlungen. Wie sieghaft schön er doch war! „Ein wenig warte noch, Leander, ein ganz klein wenig!“ — „Grausame! Hast du mich denn nicht lieb?“ — „O, so lieb, Leander, doch bitte, nimm Rücksicht auf mein ängstliches, armes Herz!“ Er sank vor ihr im Gras nieder und vergrub seinen Kopf in ihrem Schoß. Leise und zärtlich strichen ihre zarten Finger durch sein welliges Haar. O, wie ist die Liebe doch so wunderbar! Ernesta liebte ihn ja, aber doch empfand sie zugleich Scheu vor ihm, ihr wäre so wohl gewesen, ihn nie mehr zu sehen, aber sie war zu schwach dazu, sich frei zu machen. Wohin auch hätte sie in dieser Fremde hier gehen sollen, so ganz allein, nur mit ganz wenig Geld? „Liebling, ich will mich noch bis zum Abend gedulden, wenn wir irgendwo absteigen, aber du mußt mir versprechen...“ Er hielt ihr Gesicht zwischen beiden Händen und bannte sie mit seinen brennenden Augen. „Ja,“ sagte sie ganz leise, in tiefer Blut, „ja, ich verspreche es dir!“ Da küßte er sie, daß ihr fast der Atem verging, und wieder weiter ging es in laufender Fahrt. — Abends gab es im Hotelgarten Russkanten. Leander war in glänzender Stimmung und ließ das Geld nur so springen. „Spielt alle Lieder auf, die ihr kennt, auch ausländische! Rußt! Rußt! Sie ist die

(Fortf. siehe Seite 6.)



Der Zafir von Ipi.

Es dürfte wohl die einzige existierende Aufnahme des Mannes sein, der gegen ein Weltreich Krieg führt.

(Pressephoto, K.)



Der Sitz eines Kontrollpostens

Blick auf ein französisches Grenzwachthaus, in das jetzt eine der Kontrollstellen an der spanischen Grenze hineinverlegt wurde. Autofahrer werden sorgfältig untersucht, ehe sie die Straße nach Barcelona passieren dürfen. (Weltbild, K.)

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(12. Fortsetzung.)

Es war ein lautes Stimmengewirr geworden. Aber der fremde Herr ließ sich nicht beirren. „Bedaure sehr, diese Unruhe zu verursachen, aber ich bestehe darauf, daß Polizei gerufen wird. Die Kette gehört mir, das heißt meiner Mutter. Es ist unser Familienwappen auf dem Schloß eingraviert.“

„Na, hören Sie mal, wie wollen Sie denn das auf die Entfernung hin behaupten können. Dazu müßten Sie sich ja direkt ungehörig über den Nacken der Dame geneigt haben“, mischte sich der Herr am selben Tisch ein. „Und das habe ich nun wirklich nicht gesehen. Es wäre mir aber bestimmt aufgefallen, weil ich doch direkt neben der gnädigen Frau sitze.“

„Sie geht das überhaupt einen eiskalten Staub an. Ich habe die Kette als die unsere erkannt, und das genügt mir.“

„Nehmen Sie doch die Perlen ab und beweisen Sie dem Herrn seinen Irrtum“, rief eine junge helle Stimme dazwischen.

„Ja, das müssen Sie machen“, fielen andere begeistert ein.

Ann-Christin reagierte auf gar nichts. Ihre Augen glitzerten und glänzten von den zurückgehaltenen Tränen. Sie sah sehr schön aus in diesem Augenblick. Wie versteint. Sie wußte irgendwo im Innern: ich kann nichts tun als abwarten. Geschehen muß ja etwas.

Der Geschäftsführer hatte inzwischen den Hausdetektiv, der gerade gestern neu seinen Dienst angetreten hatte, heranzurufen lassen. Er fürchtete mit Recht, daß ihm die Angelegenheit über den Kopf wachsen würde. Viele waren von ihren Sitzen aufgestanden. Die jungen Kellnerinnen mußten hinter dem einen oder anderen Gast herlaufen, der die Angelegenheit benutzen wollte, seine Tasse Kaffee als ein Geschenk anzusehen. Die Stimmung wurde erregter.

„Warum verteidigt sich die Frau nicht?“

„Qui s'excuse, s'accuse.“

„Bildungsproh.“

Schon fingen einzelne Tische an, immer erregter, beinahe handgreiflich gegenseitig zu werden, da kam ein dicker älterer Herr durch den Raum, nicht vom Eingang her. Keiner hätte sagen können, durch welche Tür. Der Mann war eben plötzlich im Café und ging mit gemüthlichen kleinen Schritten auf Ann-Christin zu. Alles hielt den Atem an, wie vor einer ganz großen Entscheidung. Trotzdem dieser freundliche Herr gar nicht so bedeutend, so entscheidend ausah. Aber er wirkte wie die verkörperte Ruhe. Ueber jeden einzelnen kam die Empfindung, daß jetzt alles in Ordnung kommen mußte. Die verkörperte Ruhe war es, die sich plötzlich riesenhaft breitmachte und auf alle übergriff.

Er hatte einen dunkelgrauen Anzug an, dieser Herr. War nicht übermäßig groß, dafür aber recht umfangreich. Ein breites Gesicht, blondes Haar militärisch gescheitelt, dazu vergilbte-

nichtblaue Augen. Einen seltsamen Kontrast bildete eins zum anderen an diesem Mann, im ganzen aber atmete er viel Ruhe und noch mehr Kraft aus. Man war versucht, ihn mit dem Wort Spießbürger zu kennzeichnen. Aber er war ein Spießbürger, der über sich selbst hinauswachsen konnte. Jedenfalls war er weit entfernt von jeder romanhaften Detektivfigur, und es hätte jeder der Anwesenden eher erwartet, daß dieser Mann der Vater, Großvater oder Neffe dieser Frau wäre als ein „Krimineller“. Aber siehe da, er tat den berühmten Handgriff nach seinem Mantelrevers, die Marke bligte, und vollendet höflich sagte er, während er sein linkes Auge halb gutmütig zukniff — eine Geste, die eigentlich gar nicht zu der ganzen Situation paßte.

„Darf ich die beiden Herrschaften bitten, mit mir zu kommen?“

Eigenartig war es — aber die wenigsten merkten es — daß

sich jetzt der Mann, der der angebliche Besitzer war, dunkelrot verfärbte, während die Gesichtszüge der Frau beinahe einen erlösten Gesichtsausdruck zeigten.

Für sensationslüsternen Herzen ging nun alles viel zu schnell und nüchtern vonstatten. Es wurde kein Wort mehr gewechselt. Die Frau machte ein paar Schritte vorwärts, es wurde ihr bereitwillig Platz gemacht, die beiden Herren folgten, und binnen wenigen Sekunden schlugen die Flügeltüren einmal hin, um die drei Personen herauszulassen, einmal her, um neue fremde, gleichgültige Menschen hereinzulassen.

Als sollten diese Fremden

nichts von ihrem gemeinsamen aufregenden Erlebnis erfahren, dämpften sich sofort die Stimmen. Der Geschäftsführer versuchte mit einem Zucken der Schultern das Unangenehme von sich abzuschütteln. Er machte den Neueintretenden seine Verbeugung, die Schultern hingen leicht nach vorn über, die Hände lagen schlaff an der Hosennaht. Wer von den Gästen konnte, versuchte, noch einen Blick durch die großen Fenster zu werfen. Aber unzählige uninteressante Passanten drängten sich vorüber, aneinander vorbei und schluckten unversehens die drei Personen aus dem Café. Keiner von ihnen sah sich um, sie waren genau so wichtig und unwichtig wie jeder andere in dieser Riesenstadt.

Zwischen den dreien war noch kein weiteres Wort gefallen. Dann begann der Detektiv: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir gleich so ohne weiteres gefolgt sind.“ Er guckte dabei geradeaus, aber nur scheinbar, denn tatsächlich sah er ganz scharf nach beiden Seiten. Merkwürdig, man könnte denken, die Frau ist eine mechanische Figur, bei der im Augenblick nur die Werkzeuge eingeschaltet sind, die Augen sind unwahrscheinlich glitzernde Glaskugeln. Unheimlich! denkt er.

Gar nicht im geringsten unheimlich wirkt dagegen dieser angebliche Besitzer der Perlenfette. Eher unangenehm. Er beginnt sehr plötzlich und sehr eifrig zu reden. So eifrig, daß er sogar die Hände zur Hilfe nehmen muß. „Ja, denken Sie, meine



Der politische Witz des Auslandes. Radio Valencia. Der rote Anführer: „Zur Zurückziehung der Freiwilligen können wir nur sagen, daß sich unsere Freiwilligen schon lange zurückziehen.“ (Al Travasodelle Idee.)

Mutter — und ich dachte, ich sehe nicht recht — wie wird sich die alte Dame freuen, wenn ich ihr erzähle, die Kette ist wieder da.“

„Abwarten, junger Mann“, wird sein Redeschwall roh und lieblos unterbrochen. „Erst gehen wir gemeinsam zur Wache, dann machen Sie beide schön Ihre Angaben, dann kommt die Kette in polizeilichen Verwahrung und dann wird erst einmal festgestellt, wem sie wirklich gehört. Ich kann mir nämlich nicht denken, daß die gnädige Frau hier an meiner Seite sich mit fremden Federn schmückt.“

Er blickte sie an und kniff wieder höchst unmotiviert sein linkes Auge zu.

„Und — wie ich annehmen möchte — auch nicht nötig hat.“

Im allgemeinen war es nicht die Art von Detektiv Bering, gerade Frauen gegenüber besonders liebenswürdig zu sein. Im Gegenteil, er nahm von ihnen zunächst einmal das Schlechteste an — also ein Weiberfeind, dachten manche seiner Bekannten. Die näheren oder klügeren aber dachten sich ein anderes Teil, nämlich: wer über die Frauen schimpft, hat sie zu lieb gehabt! Was davon wirklich zutrifft, ist ja aber im Grunde genommen hier gar nicht von irgendwelcher Bedeutung. Jedenfalls hatte Bering eben das Beste von Frau Ann-Christin aufgenommen und ausgesprochen, weil er auf irgendeine Äußerung der Frau hoffte, mindestens auf einen dankbaren Blick. Nicht feinetwegen — bei weitem nicht, sondern um Klarheit, nur ein bißchen Klarheit über die Angelegenheit zu erhalten. Der Boy, den ihm der Geschäftsführer geschickt, hatte ihn recht und schlecht aufgeklärt — allerdings von vornherein gefärbt zugunsten Ann-Christins, denn

der Boy war noch sehr jung und hatte sich vorgenommen, das Antlitz dieser bleichen und wunderschönen Dame nie zu vergessen. So etwas Merkwürdiges können sich ganz junge Menschen manchmal vornehmen und auch ausführen.

Aber der Detektiv Bering hatte sich geirrt. Frau Ann-Christin verharrt in ihrem eisigen Schweigen, als hätte sie nichts von den ganzen Gesprächen an ihrer Seite vernommen. Wahrscheinlich hatte sie auch wirklich nichts gehört. Niemals ist der Ausdruck „wie vor den Kopf geschlagen“ zutreffender, als jetzt in bezug auf Ann-Christin. Sie war noch nicht einmal fähig, sich über die Entwicklung der Dinge und ihren Anteil daran klar zu werden.

Die drei Menschen sind geradeaus, zweimal rechts, einmal links gegangen und stehen dann vor einem ganz gewöhnlichen, schmutzig anzusehenden Mietshaus. Ein kleines Schild gibt die Bedeutung des Hauses an: Polizeiwache 8.

Bering öffnet die Tür und macht seinen beiden Begleitern eine auffordernde Handbewegung. Ann-Christin tritt als erste ein. Müffige Luft kommt ihr entgegen. Unnötig tief atmet sie,

als müßte sie diese fürchterliche Atmosphäre ganz in sich aufnehmen. Sie schließt für einen Augenblick die Augen. Dieser Augenblick genügt, um kurz ihre Sinne schwinden zu lassen. Als sie die Augen wieder aufmachen will, kann sie nicht sehen, es ist alles ganz schwarz. Sie schwankt etwas, ja, sie strauchelt sogar. Natürlich springt der Detektiv hinzu und hält sie fest im Arm. Vielleicht hat er etwas zu heftig zugegriffen, vielleicht ging dieses leichte Ohnmachtsgefühl wirklich so schnell wieder vorbei — Ann-Christin blinzelt noch etwas und wehrt schon wieder ab:

„Lassen Sie nur, ich kann schon wieder gehen. Aber ich danke Ihnen auch schön.“ Der Mann hört zum erstenmal die Stimme der Frau, weich u. warm, absolut sympathisch. Er hat auf einmal den Wunsch, dieser Frau zu helfen. „Ist Ihnen wirklich schon wieder gut? Wir können doch noch einen Augenblick stehenbleiben.“

„Nein, nein, das ist nicht nötig.“

Da dreht sich der Detektiv Bering um. Im allgemeinen hat man stets nur die plötzliche, unerklärliche Empfindung, jemand steht hinter einem. Diesmal aber hatte der Mann die höchst fatale Empfindung, als stände niemand mehr hinter ihm. Die Empfindung war durchaus richtig. Der Mann hinter ihm ist fort. Lächerlich — ärgerlich! Wäre er noch jünger gewesen, er hätte wütend mit dem Fuß aufgestampft. Das muß ihm passieren! Und warum? Weil er sich zu sehr um eine Frau gekümmert hat. Das scheint ja eine nette Gaunerei zu sein. Ihm ist die ganze Angelegenheit noch unklarer geworden. Aber jedenfalls wird ihm die Frau nun nicht auch noch entweichen.

„Vorwärts!“

Sein Ton ist barsch geworden. Sogar Ann-Christin kommt zum Bewußtsein: irgend etwas muß sich verändert haben. Ja — Herrgott, der andere Mann fehlt ja! „Dann — dann brauchte ich doch gar nicht mehr auf die Wache.“

Blut, Leben kehrt langsam in ihre Wangen zurück. Aber sie hat sich verrechnet. Aus dem lebenswürdigen hat sich ein höchst unliebenswürdiger Detektiv entpuppt. Sogar sein Augenzusammenknäusen wirkt nicht mehr gutartig, sondern böse.

Da weiß die Frau: es ist doch nichts mehr zu ändern, sie muß die knarrende Treppe zum Verhör in einer Polizeiwache hinaufsteigen. Sie hebt den Fuß, den anderen, Stufe für Stufe geht es langsam aufwärts. Eine nach der anderen knarrt, jedes ist ein fühlbarer Schmerz — ein Schmerz, der auf einmal, ganz unmotiviert, den Namen „Ernesto“ bei ihr auslöst. Sie bewegt nicht die Lippen dabei, aber gewissermaßen in ihrem Munde sagt sie dauernd vor sich hin: „Ernesto“. Es ist kein Hilferuf, sie weiß selbst nicht, was es bedeuten soll — es ist das instinktive Denken in der Not an das, was man am liebsten hat auf der Welt.

(Fortsetzung folgt)



Reichsminister Rust in Athen. Reichsminister Rust besichtigt mit dem Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Dr. Brede, die Akropolis. — Reichsminister Rust und Dr. Brede (ohne Hut) (Weltbild, M.)

(Fortsetzung von Seite 3.)

Vorstufe für den Himmel!" Sein flammender Blick schoß zu Ernesta hinüber und drohte sie fast zu versengen. Das Mädchen wußte, daß es verloren war, da es auch aus eigenem Sich-ihm-schenken-wollen heraus nun nicht mehr zurückkonnte. Dennoch aber betete es in seinem Herzen: „Väterchen, ich, liebes Väterchen, steh' deinem armen Kinde bei!" Vonidas trant das sechste Glas Schaumwein und lag fallend in seinem Stuhle . . . und jetzt intonierte die Musikanten ein ganz eigenartiges Lied: „Die Vöglein im Walde, die fangen ja so wunder, wunder schön, in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!" —

Da kam es mit einem Male wie ein Erwachen über Ernesta. Was war ihr denn eingefallen, mit einem fremden Manne der Heimat zu entfliehen? War dieses Lied, das das Einst so lebendig in ihre Seele rief, die Antwort ihres Vaters auf ihr stilles Gebet? — Sie sah Vater neben sich sitzen und Onkel Hannes, den lieben Onkel Hannes . . . da ward ihr mit einem Male so wohl! Hannes, Hannes, verzehre mir! Törin, die ich geweiht! Nun aber fällt es wie Schuppen von meinen Augen, nun weiß ich, wo allein mein Herz ist! — Ja, Ernesta wußte plötzlich, was sie zu tun hatte. Heimlich, unbemerkt stahl sie sich aus dem Hotelgarten und eilte auf die Bahn. Ihr Geld reichte nur bis 3 Stationen vor Wildenbruch. Aber der Zug kam in fünf Minuten und das war die Hauptsache. Seligkeit im Herzen, fuhr Ernesta der Heimat entgegen. Aber dann stand ihr eine lange Wanderung bevor, es war dunkle Nacht und Ernesta so müde. Sie ließ erschöpft auf einem Bänklein, als sie fühlte, wie sich Einer neben sie setzte. Ernesta fürchtete, Vonidas habe ihre Flucht entdeckt und sei ihr mit dem Auto nachgefahren. Als nun dieser Fremde ihre Hand ergriff, wehrte sie sich heftig: „Nicht, nicht, Veander! Ich kann nicht, ich will nicht dein werden!" — „Aber ich bin ja doch der Hannes!" ertönte eine so liebe, lang entbehrte und längst vertraute Stimme neben ihr. „Ich habe da Geschäfte abzuwickeln gehabt u. den Zug versäumt, nun ist ja kein Wunder, bin ja wie zerfahren im Kopf, seit du so Knall und Fall davon bist. Wegen mir hättest du doch nicht davonlaufen brauchen, Ernesta! Ich hab' dich lieb gehabt von deinem ersten Lächeln an in der Wiege, achtzehn Jahre sind das her, und ich kann dich noch weitere achtzehn Jahre lieben, ja, mein ganzes Leben, ohne daß du „ja" sagst! Ich will dich nicht zwingen, Kind, ich bin ja schließlich gegen dich alt, und kann nicht verlangen . . ." Ernesta schwieg. Es war ganz ruhig um sie her. Nur von Zeit zu Zeit hob ein tiefer Seufzer die Brust des jungen Mädchens, als ob es weinen würde. „Sei nur ganz ruhig, Ernesta, ich will dich um nichts fragen!" Aber sie erzählte alles, es mußte herunter. Sie fühlte, daß sie sonst daran ersticken müßte. Auch das von dem Lied der Heimat erzählte sie, das ihr den rechten Weg gezeigt.

Der Schneeflecknerbauer schwieg lange, nur so wie von ungefähr fragte er: „Und willst du die ganze Nacht hier sitzen, Kind? Heut' geht kein Zügle mehr nach Wildenbruch!"

„Du bist ja auch da, Onkel Hannes!"

„Aber ich geh' leicht die vierzehn Kilometer in zwei Stunden! Willst du mitkommen?"

„Mädel, wer meint denn, daß du gehen sollst? Ich trag' dich selbstverständlich!"

„Onkel Hannes, das werd' ich nimmer zugeben!"

„Ja, ja, ich weiß, ich bin zu alt, gelt?"

„Nein, das wollt' ich nicht sagen . . ."

„Ra also, dann komm' aber gleich!"

So kam es, daß der Hannes Ernesta zweieinhalb Stunden Weges durch die Dunkelheit trug, aber er merkte nicht, daß es finster war, er sah und fühlte ja einen wunderbaren Stern, der seinen Weg erhellte.

In Wildenbruch angekommen, trug er Ernesta in ihr Mädchenzimmer, schüttelte die Kissen ihres Bettes zurecht, breitete die Decke zu ihren Füßen. Dann half er ihr, ihr Kleid von den Gliedern zu lösen, zog ihr die Schuhe von den zierlichen Füßen. Er durfte das alles ungefragt, kannte er sie doch von der Wiege an und hatte ihr so manches Loch im Kleidchen gestickt, über das Vater sonst ernstlich böse geworden wäre.

„Die Zinken, Ernesta, die immer zu deinem Fenster kommen, werden so froh sein, daß du wieder da bist!"

„Ja, ich weiß, nur die Zinken!"

So schlüpfte sie ins Bett und der Schneefleckner deckte sie sorgsam zu.

„Die andern dürfen's doch gar nicht sagen, daß sie dich lieb haben! Und wenn der Veander zurückkommt u. dich redt, schön bittet, dann achst du von neuem auf und davon . . ."

„Nie, nie mehr, Onkel Hannes!"

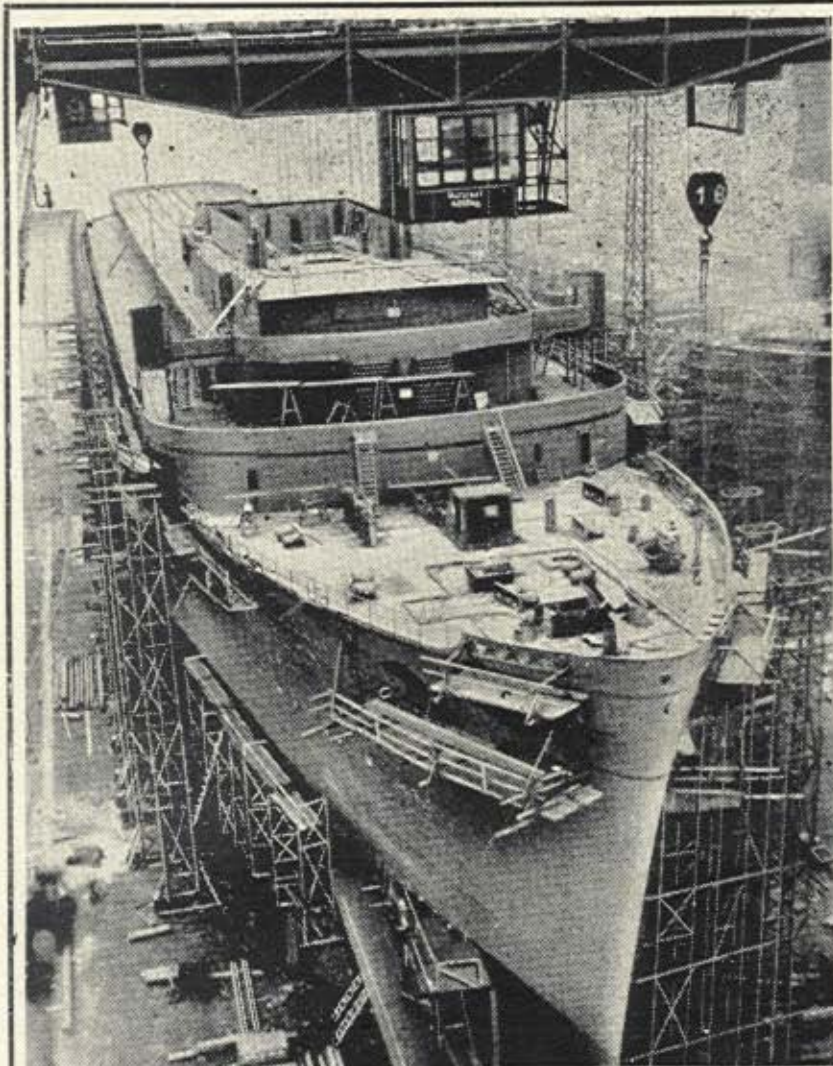
„Sag das nicht! Der Veander ist jung . . ."

„Onkel Hannes, wer so stark ist wie du, ist auch jung! Du bist ein Stück Heimat und ich habe meine Heimat so über alles lieb!"

Da sank der Hannes auf die Kniee nieder und Ernesta legte ihre Arme innig um seinen Hals. Sein Mund

ruhte minutenlang auf ihren Rosenlippen.

Draußen schluchzte eine Ansel im Traum und der Mond huschte distret hinter fliegende Wolkenfleier. Er hatte den Anfang eines großen Glücks gesehen.



Das Schiff des deutschen Arbeiters. Auf der Werft von Bloem & Voh in Hamburg geht der Bau des ersten neuen Rdtg.-Schiffes seiner Vollendung entgegen. Es ist ein Zweischrauben-Fahrgastschiff mit Motorantrieb, hat einen Raumgehalt von 25 000 To. und ist somit das fünftgrößte Schiff der deutschen Handelsflotte. Es können 1450 Rdtg.-Urlauber auf diesem Schiff untergebracht werden. (Weltbild, N.)

Nooch'n Feierohmd

Ene denkwürdige Walpurgisfackel

Auf die klän'n schmalpurign Bimmelbahnle, die in unnere Erzgebirgsdörfle ne Tog paarmol nauf un runner fahrn, giehts ganz annerfch zu wie auf die gruñ Eisenbahne. Auf die Haltestellen sieht mr klän'n Birstand mit nr ruten Mütz hausen stiehe, de Statione rufft dr Schaffner aus un de Fahrkartn war'n immer im erstn Wogn gelöst. Dos bissel Frachtgut, wos atimmt un fortgieht, besorgt ener aus dr Nachbarschaft, dan de Bahnverwaltung drzu agestellt hot. Esu e Stationsvirstand in Zivil is a schie seit vieln Bahrn dr alte Hufschmied-Hermann, dar gleich nahn dr Haltestell sei Schmiederei stiehe hot. Su oft dr Zug ne Tog dort ahält, stieht a dr Hermann dort in de Holzpantoffeln, 's Schürzlader üm un de gruße Tobakspfeif in Maul, wu bal' e ganz Packel Tobak neigieht, un markiert ne Birstand. Nu is dr Hermann ener, dar gern en Spaß macht un de Leit vrhüniebelt un vrolbert, wu 'r nār ka. Gar manchen hot'r schie ene Lüg aufgebrannt. 's la vorbei machen war will, dr Hermann hot für jeden en Brocken un wemms gleich dr Schandarm is.

Vorigs Bahr kame mol e Lampele Määd, 's warn Leipziger, vorbei un passetn ne Hermann e Weile beim Schmieden auf. 'r hatt' gerod e paar starke Ketten zamgeschwächt, die de Fuhrleit in Wald zun Klöcher zammerschleppen drauchetn. Die neugierign Määd frugn nu ne Hermann, wu de Ketten har wärn. „D je“, sah dr Hermann, „die sei schie e paar hunnert Bahr alt, die ho iech drübn in Rittergut aus'n Kaller rausmachen müssen, dos warn früher unnerirdische Kerker un an die Ketten wurn die Stroßenräuber un gruñ Vrbracher nagehängt. Do klabt fugar noch is geronnene Blut dra.“ In Wirklichkāt war'sch Kost. Dan Määdn wur ganz grulich beim Hermann sen'n Drzeßn, aber gelabt hobn se sei alles. Wie se fort warn, hot sich dr Hermann ausgeschütt't vir Lachn. Solche Quanten hat dr Hermann in sen'n Vahn schie manchen aufgehängt, mr könnt do e ganz Buch voll schreiben.

Aber doß'n sei Enkele emol esu richtig off'n Kollmops geloden hat, dos will ne Hermann heit noch nett nei in Kopp. Dos Ding war namlich esu: Alle Bahr kam von dr Eisenbahnverwaltung e Inspektor un hot dos ganze Zeich kontrolliert un 's Inventar noochgeprüft. Nu war'n auf dr Haltestell' noch drei Packfackeln do, die noch von dan gruñ Waltkrieg harstammeln. Wenn do namlich unnere Soldaten en rachtn gruñ Sieg erfochten hatten, mußt ene rausgesteckt un agebrannt warn. Die drei Packfackeln war'n übriggeblieben un wurn seit Kriegsschluß immer in Inventarverzeichnis fortgeführt. Wie nu vorigs Bahr dr Kontroll' wieder kam, mußt dr Hermann sei ganz Inventar dr Reih' enooch virzeign. Wie se zu die Packeln kame, hätt's ne Hermann bal' off sei Hinnertäl geseht, denn do logn ja bluß noch zwä Stück in Kastn drinne. 'r hatt sich aber fix gefast un hot dann Inspekt'r weißgemacht, 's wär'n bluß noch zwä Packeln do. Wie dar Maa wieder fort war, hot sich dr Hermann a paar Toog lag bal' ne Kopp zbrochn, wu dos ene Ding hie sei könnt, dā 'r könnt doch drauf schwörn, doß die ganzn Bahr har noch drei Stück do warn. 's wollt sich aber lä W'haltpunkt findn. Nu kam dr Walpurgisohmd ra. Wie's finster wur, machetn sen Gruñ seine klän'n Bunge naus un brennetn an Schmiedfeier ihre Packeln a. Dr Fritz, wos dr Gerissenste war, zündet seine erst off dr Bies' draußn a. Nu ging is Drehe un Schwenfen drinet lus. Dr Hermann stand off dr Stroß un passet dan Kinnerzeig auf. „Ei,“ denkt 'r, „wie kimmt dā dos, doß dan Fritz sei Packel viel haller brennt als dan Annern ihre?“ 'r sappet über dr Bies' nüber un wollt sich dos Ding e bissel näher asähe. Wie aber dr Fritz sen'n Großvater komme soog, drehet'r mit seiner Packel ne Bahndamm nunner.

Ne annern Tog früh, wie dr Hermann sen'n Morgenspaziergang machet, log an Bachrand e Stück Holz. 'r hulets raus un wos war'sch: dr Stiel von dar Siegesfackel, wu 'r sichs nett entrafeln konnt, wu die hiekomme war. Jun klän'n Fritz hot aber dr Hermann nisch gepffn, wie dar zu dar Packel kam, dā dar hätt sen'n Großvater bluß tüchtig ausgelacht un hätt schließlich gefast: „Großvater, du willst überol esu gecheit sei, aber ausgeklabt ho iech diech doch!“ J. Günther, Unterrittersgrün.

Mei Kienešwall*)

Lied der Landsmannschaft Königswalder.

In unnrer Landsmannschaft do laß dich nieder,
Do klingt de Sproch su hall, su frisch un frei,
Do hör'schte erzgebarg'sche Mundart wieder,
Su ganz vertraut dringt ins Gemüt dir'sch nei:
Do rauscht vieltausendmol
Bun Rotswald nei ins Tol
Dr Böhla Plätscherschall:
Mei Kienešwall.

Dort ubn in Wald de Bratmühl sieht mr stieh',
Dann giehts ubn ro, ins Dörfel kimmt mr nei,
Un längs ins Dorf durch Wiesen tut hieziehe
Dr Böhlabach, 's kaa nārgst schöner sei.
Do rauscht vieltausendmol
Bun Rotswald nei ins Tol
Dr Böhla Plätscherschall:
Mei Kienešwall.

Bist du mol ubn, suchst du 's vertraute Plädel,
Wo du als Kind bist öfters rimmgefaßt.
Un denkst zerüß, als du geschnürt dei Packel,
Dar Bahr, die du schu in dr Fern' haust.
Do rauscht vieltausendmol
Bun Rotswald nei ins Tol
Dr Böhla Plätscherschall:
Mei Kienešwall.

Wie traulich klingt doch ohmds dos schiene Beiten,
Wenn du ne Mark'steig stolperst nei ze Fuß,
Mr hört 's aa ringsüm von allen Seiten,
Un übern Dorf klingt hall dr Blodengruß:
Do rauscht vieltausendmol
Bun Rotswald nei ins Tol
Dr Böhla Plätscherschall:
Mei Kienešwall.

Gar viele mußt'n fort, ihr Brot ze suchen,
Un fanden's aa in Chamß bei Bahn un Post,
Trei blieb e jeder seiner Hamit Tugend,
Drüm stimmt miet ei un singt aus voller Brust:
Do rauscht vieltausendmol
Bun Rotswald nei ins Tol
Dr Böhla Plätscherschall:
Mei Kienešwall.

Willy Fischer.

*) Königswalde im Erzgebirge

Bilder, die uns interessieren

Ein stolzes Dokument im Heeresarchiv Potsdam

Nebenstehend das Original des Schreibens, in dem am 31. Juli 1918 die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Kl. an den Gefreiten Hitler in der 3. Komp. beantragt wurde. Es hat folgenden Wortlaut: „Gefreiter (Kriegsfreiwilliger) Hitler, 3. Komp. Hitler ist seit Ausmarsch beim Regiment und hat sich in allen mitgemachten Gefechten glänzend bewährt. Als Meldegänger leistete er sowohl im Stellungskrieg als auch im Bewegungskrieg Vorbildliches an Kaltblütigkeit und Schneid und war stets freiwillig bereit, Meldungen in schwierigsten Lagen unter größter Lebensgefahr durchzubringen. Nach Abreißen aller Verbindungen in schwierigen Gefechtslagen war es der unermüdeten und opferbereiten Tätigkeit des Hitler zu verdanken, dass wichtige Meldungen trotz aller Schwierigkeiten durchdringen konnten.“

Bay. Res. Inf. Regt. Nr. 16.

Eigentum des
Bayer. Kriegsarchivs

31.7.18.

An
K. 12. Res. Inf. Brigade.

Betreff: Vorschlag zum P. E. K. 1.

Gefreiter (Kriegsfrw.) Hitler Adolf, 3. Komp.

Hitler ist seit Ausmarsch beim Regiment und hat sich in allen mitgemachten Gefechten glänzend bewährt. Als Meldegänger leistete er sowohl im Stellungskrieg als auch im Bewegungskrieg Vorbildliches an Kaltblütigkeit und Schneid und war stets freiwillig bereit, Meldungen in schwierigsten Lagen unter größter Lebensgefahr durchzubringen. Nach Abreißen aller Verbindungen in schwierigen Gefechtslagen war es der unermüdeten und opferbereiten Tätigkeit des Hitler zu verdanken, dass wichtige Meldungen trotz aller Schwierigkeiten durchdringen konnten.

Hitler erhielt das E. K. 2 für tapferes Verhalten in der Schlacht bei Wytschaete am 2. 12. 14.

Ich halte Hitler für vollends würdig zur Auszeichnung mit dem E. K. 1.

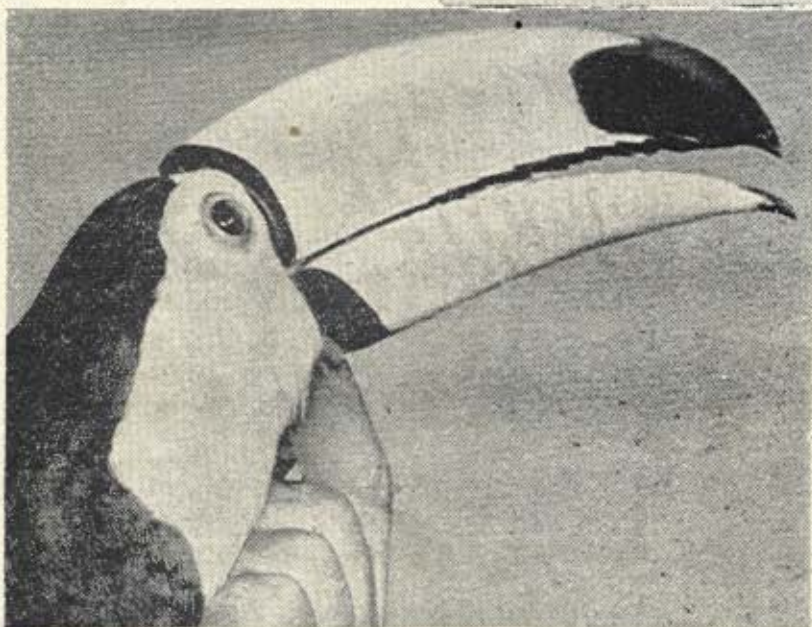
J. V.

Joseph von Goeben

des Hitler zu verdanken, daß wichtige Meldungen trotz aller Schwierigkeiten durchdringen konnten. Hitler erhielt das E. K. 2 für tapferes Verhalten in der Schlacht bei Wytschaete am 2. Dez. 1914. Ich halte Hitler für vollends würdig zur Auszeichnung mit dem E. K. 1. Kl. J. V. gez.: Jhr. von Goeben.“

Das Gesicht des Pfefferfressers. Ein etwas ungewöhnliches Porträt nebenstehend: Der Kopf des Pfefferfressers. Er gehört zur Familie großer Rackenvögel. Der sehr große, aber leichte, an der Spitze etwas gebogene, sägeähnlich gezahnte Schnabel mit federförmiger Zunge und sein grellfarbiges Gefieder sind unverkennbare Merkmale. Dieser Riesentukan, wie seine genaue Bezeichnung ist, mit weißer Kehle und weißem Vorderhals, kommt in Brasilien, Paraguay und Zentralamerika vor.

(Pressephoto, R.)



Göring eröffnet die Deutsche Akademie der Luftfahrtforschung. Im Ehrensaal des Reichsluftfahrtministeriums eröffnete Generaloberst Göring die Deutsche Akademie der Luftfahrtforschung, die einem Erlass des Führers u. Reichszanclers vom 24. Juli 1936 zufolge die Zusammenfassung der besten geistigen Kräfte in der Luftfahrt bezweckt, um die Luftfahrtwissenschaft und -technik zu vertiefen und ihr zur inneren Erneuerung immer wieder frische Kräfte zuzuführen. (Weltbild, R.)

Sonderstempel für die Vierermarkenblöcke. Am 20. April hat die Deutsche Reichspost die aus Anlaß des Geburtstages des Führers herausgegebenen Vierermarkenblöcke auf Wunsch auch mit den eigens für diesen Tag herausgegebenen Sonderstempeln bedruckt. Diese Sonderstempelaufdrücke haben in Berlin die Postämter C. 2, N. 4, NW. 7, W. 8, W. 9, SW. 11, D. 17, NW. 64, SW. 68, Berlin-Charlottenburg 1 und 2, Berlin-Schöneberg 1 und Berlin-Neukölln 1 erteilt, in München die Postämter 1, 2, 8, 13, 19 und 25. Außerdem wurden Sonderstempel in Nürnberg 2 und Berchtesgaden verwendet.



(Weltbild, R.)